

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Schrift und Volk**

**Auerbach, Berthold**

**Leipzig, 1846**

Einzelnes über die volksthümliche Sprache, ihre Hindernisse und ihre  
Förderung

[urn:nbn:de:bsz:31-326781](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-326781)

Einzelnes über die volksthümliche Sprache, ihre Hindernisse und ihre Förderung.

Durch die Vermischung von Volks- und Kinderschriften ist man auch vielfach zu dem falschen Verfahren gelangt, sich im Ausdrucke herabzustimmen und ganz die Redeweise seiner gedachten Leser zu wählen. Wie aber schon diejenige Kinderschrift die Kleinen anwidert, die sich auf läppische Weise in ihre unbehülliche Sprache hineinzwängt, so noch weit mehr und mit größerem Rechte das Volk. Man braucht nicht zu stottern und allerlei Theile auszulassen, um sich einem schwer Hörenden und Sprechenden verständlich zu machen; dieser versteht gerade den am besten, der am vollsten und rundesten spricht. Die Volkschrift muß auch das mit dem Volksliede gemein

haben, daß sie wie dieses nicht unmittelbar für die stummen Zeilen des Drucks zubereitet sei. Wie das Volkslied erst gesungen und spät erst aufgeschrieben wurde, so muß auch die Volksschrift gewissermaßen erst mündlich erzählt und dann erst aufgezeichnet werden. Dadurch zeigt sie sich auch um so angemessener, wie das meistens geschieht, laut gelesen zu werden. Auch ist nicht nöthig, daß Alles gleich beim ersten Lesen so plan und platt sei, daß keine Nachlese mehr gehalten werden kann; gerade diese erfreut am meisten, weil sie die Thätigkeit des Suchens und die Ueberraschung des Findens gewährt. Im Volke wird eine Geschichte mehr als einmal gelesen, und da ist es gut, wenn man davon noch eine besondere Ausbeute hat. Diese wird aber nicht dadurch für den glücklichen Finder versteckt, wenn man, wie namentlich häufig die Herren Pfarrer thun, auf jedes Hauptwort eine ganze Meute von Beiwörtern hegt; die Bezeichnung der Spur genügt.

Man wird sehr häufig finden, daß, wenn man mit einem Menschen fremder Zunge die

selbsteigene Sprache spricht, man leicht durch Schreien und Radebrechen sich verständlich zu machen sucht. Gleicherweise glauben Viele, die durch die Schrift zum Volke reden, die Worte für ein und dieselbe Sache häufen und noch mit zentnergewichtigen Beiwörtern belasten, oder andererseits radebrechen zu müssen. Die Volkssprache ist aber keine fremde Sprache, es sind dieselben Worte und Zeichen, nur ursprünglicher und von der Anschauung ausgehend.

Wie bei der Dichtung aus dem Volke manche ausgeprägte gangbare Begriffe und Ausdrücke wieder eingeschmolzen und flüssig gemacht werden müssen, so noch weit mehr in der Schrift für das Volk. Wir glauben z. B. volksthümlich zu reden, wenn wir von „Gedanken, Gefühlen, Empfindungen, Bestrebungen“ u. s. w. sprechen. Volksthümlich aber ist es nur, wenn wir die Sache auf die oder von welcher diese Seelenzustände ausgehen, anschaulich vorführen und dabei sagen, „nun denken, fühlen“ u. s. w. wir.

Das von anderweit fertig Ueberkommene muß hier in seine ursprüngliche Entstehung zurück-

geführt werden. Ein gesunder Takt muß davor bewahren, Abgedroschenes wie eine neue Ernte zu behandeln.

Es ist noch nicht lange, seitdem in der Literatur die Mode abkommt, die natürlichen Haare wie eine Perücke aufzustutzen, das Alltäglichsste in hohe Redensarten einzumummen, von denen man nicht lassen zu können glaubt und ohne welche allerdings die Blößen sich schneller kundgeben würden. Wie leicht lassen sich Phrasen hin und her drehen, aber in einfacher Sprache zeigt sich schnell, was einer zu bieten hat. Seitdem alle Wissenschaft sich dem Leben näher anschließt, verliert sich auch die Zigeunersprache der Kathederweisheit mehr und mehr. Die lebendigsten Wahrheiten erstarren leicht zu Formeln, mit denen die Nachbeter groß thun wie mit selbst gemachten Eroberungen. Muß man diese aber im Leben umsetzen, so ergibt sich bald, in wie weit das Angeeignete auch ein Eigenes geworden ist. Alles das ist von unberechenbarem Einfluß auch auf die volksthümliche Sprache und Schrift. Es wird und muß immer Erörterungen geben, die weit

über das sogenannte volksthümliche Bewußtsein hinausragen, die schon von vorn herein auf einer erhöhten Stufe beginnen und deren Ergebnisse nur vereinzelt und auf Umwegen in das Volksbewußtsein zurückkehren; je klarer und bestimmter sich solche aber bewegen, um so rascher und erspriesslicher ist ihre Rückkehr ins Leben.

Vielsach geltend ist auch die Ansicht, daß die erste Bedingung einer volksthümlichen Sprache ihre Reinigung von Fremdwörtern und Kunstausdrücken sei. Gewiß muß das Bestreben dahin gehen, rein deutsch zu schreiben, aber wir können nur nach und nach dahin gelangen. Wie die Sachen heute stehen, ist durch das Staatsleben mit seinem fremden Rechte und schriftlich geheimen Verfahren, durch das Militärwesen, durch Schule und Kirche, eine solche Fluth von Fremdwörtern und Kunstausdrücken in den Strom der Alltagssprache gelenkt worden, daß wir mit heimischem Ausdrucke geziert, unverständlich und willkürlich werden. Die theoretische Sprachreinigung ging namentlich darin zu weit, daß sie alle Schattirungen eines Begriffes oder Merkmale

eines Gegenstandes mit in den bezeichnenden Ausdruck aufnehmen wollte; dadurch entstand jene lächerliche Häufung, die den Gegnern leichte Waffe zur Verspottung in die Hand gab. Die Reichhaltigkeit unserer Sprache, die für jede Schattirung eines Begriffes u. s. w. ein eigenes Wort hat, sowie die Fortbildungsfähigkeit des vorhandenen Sprachschazes, gerade diese Vorzüge erschweren uns die feste Gestaltung einer volksthümlichen Sprache. Es ist aber nicht nöthig, daß in Einem Worte alle Nebenbegriffe mit ausgedrückt seien, laßt es nur gäng und gäbe werden, es wird sich sein Gebiet schon behaupten.

Es gibt, wie für das Auge, so auch für das Ohr gleichsam eine Mode. Wie manche körperliche, so erscheint uns auch nach und nach manche geistige Gewandung nicht mehr so auffällig; es kommt nur darauf an, daß man mit dem Naturgemäßen und Schönen nicht vereinzelt dastehe, sondern Viele sich zu dessen Gebrauch zusammethun und anschließen.

Wäre von der Schul- und Kanzleiveisheit

etwas Unselbstisches, wahrhaft Volksthümliches zu hoffen, so wäre es hier gegeben, die Reinheit der Sprache vielfach festzusetzen; aber auch hier tritt neben dem vornehmen Dünkel die staatliche Trennung in den Weg: während in Süddeutschland etwas im Abstreich versteigert wird, hat man am Rheine und im Norden den Soumissionsweg, während man in Süddeutschland vergantet wird, kommt man im Norden in Concours, die süddeutschen Volkskammern verweisen eine Petition an die Commission und die norddeutschen an eine Deputation u. s. w. u. s. w.

Man hat es verfäulmt, zum Nachtheil für das Volksthum und seine dichterische Fassung, neue Erscheinungen alsbald mit heimischen Lauten zu bezeichnen, wie z. B. Locomotive u. dgl. und wir müssen noch froh sein, daß man bei der Abfahrt nicht all right ruft, den reisenden Herren Engländern zu Gefallen, u. s. w. u. s. w. Und unsere aberwitzige sogenannte vornehme Welt dünkt sich um so sublimer und exclusiver, jemehr sie die banalen Phrasen der bourgeoisie evitirt



und fremdes Rauberwelsch in ihre sociale Conversation melirt.

Es ist schon anderweit bemerkt worden, daß diese Fremdsüchtelei ein trauriger Charakterzug in unserm Vaterlande ist, denn bei keiner andern Nation der Welt gilt man für vornehmer, wenn man ausländisch ist. Aus der Höhe der Societät sind denn auch schon manche Früchte in die niedern Gebiete herabgefallen und es gibt manchen Dandy und Lion im Bauernkittel, der, wenn er Geld im Sack hat, statt des gemeinen „Guten Tag“ auch ein vornehmeres „Buschur“ zuruft, und der Tailleur im Norden und am Rheine fährt sich geschmeichelt durch die Locken, wenn ihm der Markför beim Billardspiel vorzählt: Pojeng a Pojeng.

Gerade was ein Vorzug der deutschen Sprache ist, hat es dahin gebracht, daß die raffinirten Cereles es mauvais genre finden, sich ihrer zu bedienen. Ihr könnt es oft hören: die deutsche Sprache (die reichste von allen) habe nicht Distinctionen und Nuancen genug. Allerdings heißt im Deutschen der Roué ein Wüßling,

der Blasé ein Verlebter, der Flaneur ein Strolch oder Pflastertreter u. s. w. u. s. w. Die deutsche Sprache ist ehrlich grob, sie will nichts von der socialen Schönfärberei, sie hängt dem Laster kein interessantes Mäntelchen um, und das ist gut. Völker und Zeiten müssen in sich zerfallen, wenn ihre Sprache den sittlichen Halt verliert, oder gar das Faulle und Hohle beschönigt. Darum halten wir fest an der Aufrichtigkeit unserer Sprache, wenn sie auch Manchen scharfrichterisch und grob dünken mag. Volksthümliche und sittliche Beweggründe erheischen das.

Die Zeitungspressen hat hier und dort mit gewissenhafter Strenge Gutes zu wirken begonnen, aber wer weiß nicht, wie es mit dem Deutsch bei manchen Führern der Journale aussieht, und so lange unsere deutschen Zeitungen wesentlich ausländische sein müssen, indem man über die inneren Angelegenheiten des Vaterlandes kein rechtes Wort sagen darf, so lange werden sich's die Uebersetzer leicht machen und manches frische und freie Wort muß zurückgehalten werden, weil es sich der Bevormundung entzieht.

Ich komme hiemit auf das wesentlichste Hinderniß einer volksthümlichen Sprache: die Censur. Der körnige Ausdruck, der den Gegenstand rund heraus packt, das Ding beim rechten Namen nennt, wird durch die Censur verdrängt. Das Starke, Feste muß abgeschwächt und verdünnt, die frische Blüthe des Lebens zu einem verkochten Absud verwandelt, das Handfeste breiig gemacht werden. Man darf keinen wirklichen Gegenstand, keine Thatsache, keinen Charakter frisch herausgreifen, und was auf ein bestimmtes Einzelnes gemünzt ist, was ein kenntlich bezeichnendes Gepräge haben sollte, muß zum Allgemeinsage eingeschmolzen werden. Einem Allgemeinsage stellt man viel weniger nach, als wenn man dem wirklichen Leben geradezu auf den Leib geht. Das Wesen des Volksthümlichen, des individuell Durchgearbeiteten und Neugewonnenen ist aber, vom Einzelnen, Bestimmten, zum Allgemeinen aufzusteigen, während wir es jetzt meist den Lesern überlassen müssen, die allgemeinen Recepte auf ihre besonderen Zustände anzuwenden und solche allein zu erkennen. Das erheischt aber eine

Bildung, wie sie noch auf keine Weise vorausgesetzt werden kann.

Neben der Verallgemeinerung der Gedanken ist man noch oft dazu verdammt, die offensten Ansichten zu verlarven, den redlichsten und aufrichtigsten eine abschreckende Teufelsmaske vorzubinden, damit man unter dem Scheine der Bekämpfung wenigstens eine Erörterung anregen dürfe. Traurig, wer sich im Bewußtsein der guten Absicht dazu verleiten läßt, sich selbst und der von ihm ausgehenden Wahrheit zu entweihen.

In der Schrift, zumal in der volkstümlichen, sollen wir uns dem Sprechen nahe verhalten. Nun nistet sich aber das Bewußtsein der Bevormundung in die Seele, oft noch bevor der Gedanke geboren, und beim Schreiben selber schaut uns oft die Polizei über die Schulter weg zu. Wir wollen keine Gelegenheit zum Streichen geben, weil die Streichlust weiter hineinfährt und Stellen vernichtet, die ohne ihren sträflich angesehenen Nachbar frei ausgegangen wären. Wir lernen im besten Falle die Kriegskunst, aber

nicht die im offenen Felde, sondern die Kriegskunst der Schmuggler, mit ihren Schleichwegen und Kniffen.

Wir können kaum mehr ermessen, welche Gedanken und welche Sprache wir gewonnen hätten, ohne daß das Bewußtsein der Bevormundung vor und in uns gesetzt wäre.

Es war nicht unnöthig, dies hier auszusprechen, um manchen vertrauensvollen Humanitätsfreunden (ich sage absichtlich nicht Volksfreunde, weil solches einen ungehörigen Hochmuth voraussetzt) darzuthun, daß wir die volksthümliche Schrift und Sprache erst mit und in der Freiheit gewinnen werden.

So lange die Humanität auf abstraktem Boden in Erörterung der Principien stand, fand sie hochgestellte Gönner und Förderer; jetzt, da sie hinaustritt ins Leben und nicht umhin kann, manches lieb Gewordene und hoch Gehaltene zu verletzen oder anzugreifen, jetzt muß sie sich Schritt für Schritt durch Hindernisse hindurchschlagen.

Selbstmörderisch wäre es aber doch, in eitel

Lässigkeit setzt dem Volke das vorzuenthaltene, was man ihm zu bieten vermag. Wir müssen unter ehrlosen Verhältnissen die innere Ehre wach erhalten, in uns und anderen.

Es sind aber auch nicht immer der thatsächlichen Gewalt gegenüber stehende Gedanken, die wir zurückhalten müssen; es wäre auch Aufgabe der Wahrhaftigkeit, manches im Namen der Freiheit Auftretende zu bekämpfen. Die lange mit dem tiefsten innern Widerspruche ertragene Bevormundung hat es dahin gebracht, daß alles der äußern thatsächlichen Gewalt Mißliebige vorweg und unbesehen als das Freie, auf das Volkswohl Abzielende gilt.

Solche innerste Auflehnung des Gemüthes, solche Auflösung und Verwirrung hat die unrechtmäßige Bevormundung zu Stande gebracht. Sie allein hat es zu verantworten. Es gibt ganze Richtungen, die den Schutz der polizeilichen Verfolgung genießen; wir müssen sie unbekämpft lassen, weil ihnen die rohe Gewalt auf dem Nacken sitzt; wir wollen nicht Handlanger der Polizei sein, uns nicht durch einen Gnaden-

blick beleidigen lassen. Die polizeiliche Verfeh-  
 lung hat vieles Verdammungswürdige dem zu-  
 ständigen Richter entzogen; dieser Richter ist ein-  
 zig und allein der Volksgeist und der allgemeine  
 Geschmac. Wäre das Wahlfeld offen und frei,  
 wären den Bekämpften nicht die Hände gebunden,  
 wir würden in offener Sprache den offenen Sinn  
 des Volkes gegen sie aufrufen. Nun aber müssen  
 wir manche Verwirrung und geistige Falschmün-  
 zerei gewähren und selbst in die Volkskreise drin-  
 gen lassen, weil wir den Beistand der rohen Ge-  
 walt nicht zur Seite haben wollen.

Ein lebendiges volksthümliches Geistesleben  
 und eine volksthümliche Sprache ist nur in der  
 ungehinderten Deffentlichkeit und Freiheit möglich,  
 dort allein kann sich zeigen, wer den Geist des  
 Volkes kennt und die Sprache seines Geistes spricht.